



Leseprobe aus Krafeld, Emanzipatorische Arbeit mit
stressenden Jugendlichen, ISBN 978-3-7799-6890-0

© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6890-0](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6890-0)

Inhalt

1. Einleitung	9
2. Auffällige oder stressende Jugendliche	14
Zur gängigen Grundhaltung beim Reden von „auffälligen Jugendlichen“	16
Warum „stressende Jugendliche“?	17
Verschiebung von <i>Sozialer Kontrolle</i> zu <i>Räumlicher Ausgrenzung</i>	19
Ausgrenzung als inzwischen zentrales Problem	22
3. Aufwachsen und Lebensentfaltung als Suchprozess	26
Lebensentfaltung in Zeiten voller Unübersichtlichkeit	26
Lebensentfaltung unterstützen – wie kann das trotzdem gelingen?	29
Anders lernen – anders leben lernen	31
Zusammenfassung	33
4. Wirksam sein – emanzipatorisch statt autoritär gegen rechtsextremistische Orientierungen	34
Zur aktuellen Situation	35
Ursachen mangelnder Wirksamkeit	36
Überfällige Umorientierungen	38
Praxisbewährte Ansätze	39
Schluss	40
Ergänzungen aus der Diskussion	41
5. Jugendhilfe im Umgang mit Rechtsextremismus	46
Was ist Konsens?	46
Eckpunkte der Kontroversen um Jugendhilfe und Rechtsextremismus	47
Ursachen und Nährböden von Rechtsextremismus im Jugendalter	51
6. Das AgAG-Programm und die Akzeptierende Jugendarbeit	54
Zum fundamentalen Unterschied	54
Schlüsselmomente der Entstehung der Akzeptierenden Jugendarbeit	57

7. Ist eine Beschränkung auf rechtsextrem gefährdete Jugendliche erfolgversprechend?	63
Eine Vorbemerkung	63
Warum dieses Statement?	64
Nachbemerkung	66
8. Der politische Auftrag der Jugendarbeit vom Kaiserreich bis heute	67
Im Kaiserreich (1900–1918): Erziehung zum Untertanen und patriotische Wehrertüchtigung	68
Weimarer Republik, Nazi-Zeit und DDR: Weltanschauliche Einbindung und „Dienst am Höheren“	70
„Wiederaufbauphase“ in Westdeutschland: Weltanschaulich eingebundene Erziehung zum angepassten „mündigen Staatsbürger“ in „formierter Gesellschaft“	73
„Zivilgesellschaftlicher Aufbruch“ in Westdeutschland	75
Mein Resümee	78
9. Emanzipatorische oder problembekämpfende Jugendarbeit	80
Ordnungspolitische oder emanzipatorische Arbeit nicht als Gegensatz begreifen	82
Sich auf <i>realistische</i> Wirksamkeitschancen ausrichten statt auf „das muss“	84
Nicht vom Ziel her planen, sondern als „Bewegen in die richtige Richtung“	85
Sich offensiv statt defensiv engagieren	86
Auf die Ursachen, Nährböden und Dünger von Konflikten eingehen	86
Nicht <i>über</i> Jugendliche reden, sondern <i>mit</i> ihnen	87
Anstoß erregendes Verhalten immer als eine Variante aktiven Einmischens begreifen	89
Keine Leistung von Jugendhilfe für Erwachsene ohne angemessene Gegenleistung	89
Möglichst effektive Nutzung knapper Ressourcen	90

10. Menschenwürdiges Aufwachsen auch auf der Straße unterstützen	92
Meine Sicht des Handlungsfeldes	93
Zentrale Grundhaltungen	94
Konsequenzen aus diesen Grundhaltungen	95
Einige praktische Wege des Unterstützens	96
Schluss	98
11. Einflüsse von Eltern auf Ausstiege fördern	99
Um welche Eltern geht es eigentlich?	99
In der Praxis untaugliche Vorstellungen über wirksame Ansätze	100
Praxisuntaugliche Einmischungswege	103
Gelingende <i>Umstiege</i> fördern – statt lediglich Ausstiege anzustreben	104
12. Auf Rechtspopulismus wirksam reagieren	109

1. Einleitung

Gleich im Titel von *stressenden Jugendlichen* statt – wie üblich – von *auffälligen Jugendlichen* zu sprechen, das soll darauf hindeuten, dass es in diesem Buch nicht um die üblichen Verständnisse von Jugendhilfe-Angeboten für auffällige junge Menschen geht. Sondern im Gegenteil um Alternativen dazu. Alternativen, die die Vielfalt und Verschiedenheit des Aufwachsens junger Menschen in dieser Gesellschaft genauso wichtig nehmen wie deren Grundrecht, ihr Leben in die eigene Hand zunehmen und möglichst gelingend zu entfalten. Was immer einschließt, sich in die Entwicklung und Veränderung des eigenen Lebensumfeldes mitgestaltend und verändernd einzumischen. Und damit natürlich auch immer wieder anzuecken bei denen, die sich im gesellschaftlichen Ist-Zustand längst gut eingerichtet haben.

Deshalb finde ich schon lange die übliche Bezeichnung „auffällige Jugendliche“ völlig ungeeignet. Erstens, weil sie selbstverständlich unterstellt, dass das nur negative Auffälligkeiten sein können. Weil unausgesprochen maximale *Unauffälligkeit* als die anzustrebende Normalität gesehen wird. Was auch nicht verwunderlich ist, weil Auffälligkeit ja ein Begriff aus der Ordnungspolitik ist. Und deshalb zu einer zivilgesellschaftlich ausgerichteten Jugendhilfe überhaupt nicht passt. Zumal als weitere Problematik bei diesem Begriff noch hinzukommt: Im Sprachgebrauch unseres Alltags wird „auffällig“ durchweg so gebraucht, als ob das in Konfliktsituationen ganz selbstverständlich ausschließlich an den Noch-nicht-Erachsenen festzumachen sei. Und deshalb Forderungen an junge Menschen, derartige Auffälligkeiten abzustellen, so selbstverständlich seien, dass sich Begründungen dafür erübrigen würden. Und erst recht jede Interessenabwägung zwischen Konfliktseiten.

Die Bezeichnung *stressende Jugendliche* scheint mir demgegenüber weit eher in die heutige Zeit zu passen. Und heute aufwachsenden jungen Menschen weit eher gerecht zu werden. Obwohl der in der Fachdiskussion bislang völlig ungewöhnlich ist. Denn dieser Begriff beschreibt Wirkungen von Bemühungen um gelingende Lebens- und Alltagsentfaltung junger Menschen, die von deren Umgebung als Belastung und stressmachend empfunden werden. Er hebt also ganz auf das *subjektive Empfinden* ab, nicht auf Faktenfeststellungen. Zudem lässt er offen, was ursächlich für derartige Konflikte ist. Und wer. Und schließlich, wie derartige Konfliktsituationen am besten deeskaliert oder gar bewältigt werden können.

Aus all dem folgt erstens, Konflikte um *stressende* junge Menschen als Herausforderung für sämtliche involvierten Seiten zu sehen. Und nicht nur eine Forderung an *eine* der beteiligten Seiten daraus folgt. Und zweitens, dass der Kern der Herausforderung *nicht* darauf reduziert ist, wie sich die Forderungen der Erwachsenenseiten am wirksamsten durchsetzen lassen. Die ja oft so aussehen, dass die involvierten Erwachsenen oftmals nur zufrieden sind, wenn sie sich voll und ganz durchsetzen. Zu 100 Prozent. Und das auch noch, ohne dafür irgendetwas an Gegenleistung erbracht zu haben. Was natürlich in der Realität fast nie klappt. Aber trotzdem unverdrossen immer wieder versucht wird.

Hinter all dem steht natürlich vor allem, dass junge Menschen mit ihrem Aufwachsen nicht warten können, bis dass die Gesellschaft gute Bedingungen für das Aufwachsen nachwachsender Generationen geschaffen hat. Sondern diese sich immer wieder herausgefordert sehen, Erschwernisse und Behinderungen eigener Lebensentfaltung phantasievoll und willensstark anzugehen. Mit derartigen Herausforderungen gehen aufwachsende junge Menschen freilich sehr unterschiedlich um. Jedoch immer wieder so, dass das anderen Gleichaltrigen oder Menschen anderer Generationen „Stress“ bereitet. Wobei ein derartiger Stress fast nie aus dem Nichts kommt, sondern fast immer eine Reaktion auf empfundene Beeinträchtigungen ist. Und nur, wenn derartige Hintergründe ernst genommen werden, gibt es reelle Chancen zur Deeskalation.

Die Texte des vorliegenden Buches sind durch nichts so sehr geprägt wie von zwölf Jahren Erfahrungen in Projekten emanzipatorischer Jugendarbeit mit rechtsextremistisch orientierten jungen Menschen – Erfahrungen, die wir¹ dann später auch in die Arbeit mit ganz anderen Zielgruppen stressender junger Menschen eingebracht haben. Ebenfalls mit überraschend gutem Erfolg. Sei es in der Arbeit mit Punks: Oder mit Cliques und Szenen eingewanderter junger Menschen aus Osteuropa, Nordafrika und Westasien.

Unsere Arbeit – und deren Erfolge – waren sicher sehr begünstigt davon, dass deren Grundlagen nicht vorher theoretisch „am grünen Tisch“ entwickelt worden waren. Sondern in und mit innovativer Praxis: Am Anfang nämlich stand eine plötzliche Herausforderung in einem Praxisprojekt für Studierende der Sozialen Arbeit. Ausgelöst dadurch, dass einige sich darüber empört hat-

1 Mit „wir“ meine ich mich als damaliger Hochschullehrer der Sozialen Arbeit zusammen mit den Beteiligten eines von mir ab Herbst 1988 begonnenen sozialräumlichen Praxisprojektes, das ich an der Hochschule Bremen angeboten hatte. Und das dann später, ab 1992, von einem von mir mit initiierten Verein bis 2000 im gleichen Sinne weitergeführt wurde.

ten, wie in dem Projektstadtteil mit einem bedrohlich eskalierten Konflikt mit einer rechtsextremistisch orientierten „Randale-Clique“ umgegangen wurde. Und wir dann gemeinsam die Herausforderung annahmen, uns in die Bewältigung dieser Konfliktsituation aktiv einzumischen. Indem wir uns als allererstes dafür einsetzen, dass auch diesen Jugendlichen ein prinzipielles Recht zu stehen müsste, sich in ihrem Stadtteil irgendwo aufzuhalten und mit anderen zu treffen.

Das alles ist lange her, begann 1988 in Bremen. Aber die damaligen Erfahrungen und Kontroversen sind in großen Teilen auch heute noch hochaktuell. Vor allem, weil im Umgang mit Anstoß erregenden, stressenden jungen Menschen immer noch weitgehend auf Strategien gesetzt wird, die sich seit Jahrzehnten als bestenfalls ungemein wirkungsschwach erwiesen haben. Und weil auf der anderen Seite Erfahrungen mit überraschend großer Wirksamkeit emanzipatorischer Arbeit wieder viel zu schnell verdrängt oder vergessen wurden. Vor allem, weil die *tatsächlichen* Erfolge meist voraussetzten, dass dazu mit bisherigen, quasi „in Stein gemeißelten“ Vorstellungen gebrochen wurde, wie man reagieren *müsse*. Und wie umgekehrt auf keinen Fall. Also immer wieder unverdrossen von Belehren, Durchgreifen, Ausgrenzen, Sanktionieren u. ä. die gewünschten Wirkungen zu erwarten. Obgleich alle Erfahrungen seit Jahrzehnten dagegensprechen, dass das auch tatsächlich Aussicht auf Erfolg hat.

Eine Bereitschaft, es anders zu versuchen, kommt dagegen bis heute meist erst dann auf, wenn das Scheitern bisheriger Bemühungen selbst von den Hartnäckigsten nicht mehr weggedeutet werden kann. So haben auch wir es einst in dem allerersten unserer Projekte erlebt: Nämlich eine Verzweiflung im Stadtteil darüber, dass trotz jahrelanger Anstrengungen alles immer nur noch schlimmer geworden sei. So schlimm, dass wegen jener Clique damals fast täglich die Polizei tätig wurde. Und es auch fast jede Woche einen Krankenwagen-Einsatz gab. Ja, die Angst war so groß, dass am 100. Geburtstag Adolf Hitlers wegen irgendwelcher Gerüchte die Schulen und Kindergärten geschlossen blieben und viele Läden im Stadtteil verrammelt wurden.² Dort, wo man vier Jahre später dann von allen Seiten einhellig hörte: „Das Problem hat sich bei uns erledigt.“ – Wo sonst ist eine derartig große Wirksamkeit von Einmischungen gelungen?

2 Das war ein halbes Jahr nach Projektbeginn. Zu einer Zeit, als unstrittig bereits deutliche Deeskalationswirkungen zu spüren waren. Und auch tatsächlich an dem Tag gar nichts passiert ist. Aber die Angst davor, dass an umlaufenden Gerüchten doch etwas dran sein könnte, diktierte das Verhalten.

Und trotzdem werden die konzeptionellen Grundlagen unserer damaligen Arbeit vielfach bis heute so massiv angegriffen, wie es kaum ein anderes Konzept aus der Sozialen Arbeit erlebt. Vor allem sicherlich, weil wir in den Augen der Kritisierenden immer wieder Tabus gebrochen haben, die jenen als unumstößlich gelten. Angefangen mit dem immer noch sehr verbreiteten: „Mit denen darf man gar nicht reden“. Weil wir schlicht das Recht auch dieser sehr anstößigen jungen Menschen auf gesellschaftliche Teilhabe und Zugehörigkeit und auf Achtung ihrer eigenen Menschenwürde ungeschmälert ernst genommen haben. Ohne dieses Recht an ein Minimum von Wohlverhalten zu koppeln. Und weil wir zweitens immer unterstellt haben, dass diese Jugendlichen letztlich auf einer sehr kurvenreichen Suche nach Wegen und Möglichkeiten sind, möglichst viel aus sich und ihrem eigenen Leben zu machen. Trotz allem, was ihnen im bisherigen Leben vielleicht widerfahren war. Und sobald das denen besser gelänge, sich wahrscheinlich auch deren Verhalten positiv ändern würde.

Für uns gab es trotzdem aber keine Verharmlosung schlimmer Taten. Wie es Außenstehende immer wieder befürchteten. Sondern es war klar, dass wir mit unseren Grundhaltungen notfalls auch mal die Polizei um Unterstützung bitten würden, ohne damit unsere Beziehungsarbeit gefährdet zu sehen. Weil wir ja unsere Grundhaltungen durchgängig offen *lebten*. Und immer klar war, dass wir sie in ihrer Lebensentfaltung unterstützen, obwohl wir in vielem das klare Gegenteil von „Gleichgesinnten“ sind.

Entscheidend für den praktischen Umgang mit ihnen war uns anfangs, uns für sie zu interessieren (statt nur für ihre Auffälligkeiten), sie ernst zu nehmen, ihnen zuzuhören, sie zu begleiten und zu unterstützen – und sie dabei „nebenbei“ unsere sehr, sehr anderen Grundhaltungen und Orientierungen im Miteinander-Umgehen praktisch erleben zu lassen. Einschließlich so mancher Empörungen. Also zu ihnen Beziehungen und Bindungen aufzubauen und zu pflegen *mit* all unseren Verschiedenheiten und Gegensätzen.

In dem vorliegenden Buch habe ich nun zwölf neuere, alle erst nach meiner Pensionierung entstandenen Texte zusammengestellt, die aus meiner Sicht sehr hilfreich sein könnten für all jene, die sich heutzutage in Konfliktfeldern mit stressenden jungen Menschen engagieren.³ Bei den meisten dieser Texte handelt es sich um nachträgliche Verschriftlichungen von Vorträgen. Andere

3 Wobei ich allerdings nicht auf die neuen Herausforderungen durch Corona eingehen kann. Denn damit in der Praxis umzugehen, davon bin ich – zehn Jahre nach meiner Berufsphase – zu weit weg.

entstanden als Arbeitstexte für Fortbildungen, Forschungs- und Entwicklungsprojekte. Einige davon habe ich bereits früher in Periodika veröffentlicht.

Weil die einzelnen Kapitel unabhängig voneinander entstanden sind, können sie auch völlig problemlos in beliebiger Reihenfolge gelesen werden. Um dafür die Orientierung zu erleichtern, habe ich jedem Text eine kurze Erläuterung vorangestellt, worum es inhaltlich geht und in welchem Kontext er entstanden ist.⁴

4 Außerdem natürlich ggf. die genaue Angabe, wo der Text zuerst veröffentlicht wurde. Weitere Texte von mir und ein Überblick über meine Publikationen stehen auf meiner Webseite: www.franz-josef-krafeld.de.

2. Auffällige oder stressende Jugendliche

Worum es geht:

Der immer noch übliche Begriff „auffällige Jugendliche“ wird praktisch durchgängig im Sinne einer tradierten Ordnungspolitik verwandt, die auf Anpassung und Unterordnung zielt. Und junge Menschen geradezu selbstverständlich nicht angemessen ernst nimmt und achtet. Was in der Praxis aber immer wieder Bemühungen um Konfliktbewältigung zusätzlich erschwert.

Mit dem Begriff „stressende Jugendliche“ geht das hoffentlich leichter. Weil er beide Seiten ernst nimmt. Und zudem auch ernst nimmt, dass Stress mit anderen in unserer vielfältigen Gesellschaft letztlich unvermeidlich ist. Gerade auch beim Aufwachsen unter teils sehr erschwerenden Lebensbedingungen.⁵

Eigentlich widerstrebt es mir, in einem Fachbuch, das sich primär an Praktikerinnen und Praktiker wendet, ausgerechnet eine Diskussion um Begriffe zu führen. Ich wage es hier trotzdem, weil es mir damit darum geht, eine gelingendere emanzipatorische Arbeit im Interesse junger Menschen zu erleichtern. Statt genau das durch das übliche Reden von „auffälligen Jugendlichen“ immer wieder zu erschweren. Weil Erwachsene damit fast automatisch verbinden, dass sie mit den jeweiligen Ursachen der Auffälligkeiten nicht das Geringste zu tun hätten. Denn wenn Erwachsene von „auffälligen Jugendlichen“ reden, reduzieren sich Lösungsvorstellungen immer wieder auf einseitige Forderungen an die jungen Menschen, sich zu ändern. Ohne dabei zu bedenken, dass deren Auffälligkeiten ja weder „vom Himmel gefallen“ noch angeboren sind, sondern deren *subjektgeleitete* Reaktionen darauf sind, wie sie sich selbst in ihrem Umfeld erleben. Und behandelt fühlen. Und um daran tatsächlich wirksam etwas zu ändern, reicht es fast nie, wenn sich eine Seite darum bemüht. Oder es nur darum geht, rücksichtsvoller zu sein. Weil in den aktuellen Lebensumständen „vor Ort“ meist viel zu viele *Voraussetzungen* dafür fehlen, dass sich junge Menschen dort respektiert, wertgeschätzt und zugehörig fühlen können. So unterschiedlich das jeweilige konkrete Konfliktgeschehen auch sein mag.

Das Reden von „auffälligen Jugendlichen“ unterstreicht dann aber immer neu eine Sicht, dass eigentlich alles „völlig in Ordnung sei“. Nur das Verhalten dieser Jugendlichen eben nicht. Und genau das erweist sich dann natürlich als

⁵ Dieser Text ist speziell für dieses Buch entstanden.

schwierigste Hürde bei Bemühungen um Konfliktbewältigung. Weil damit immer wieder die Erwartung einer hundertprozentigen Konfliktlösung im Sinne der Erwachsenen verbunden wird. Die auch noch als *einseitige Leistung der anderen Seite* zu erbringen sei. Was sich beides immer wieder als völlig weltfremde Erwartung erweist. Und sich auch fast nie durchsetzen lässt. Sondern Bewältigungsbemühungen erst einmal immer wieder ausbremsen. Alle engagierten Fachkräfte kennen solche Situationen, in denen sie sich *mit* oder *für „ihre“ Jugendlichen* erst einmal unendlich abstrampeln müssen dafür, dass diese als Menschen mit gleichen Menschenrechten überhaupt wahrgenommen werden. Und nicht nur gönnerhaft von oben herab reagiert wird. Oder Entgegenkommen allenfalls als Belohnung für Wohlverhalten angeboten wird.

Ich bin jedenfalls davon überzeugt, dass das gängige Sprechen von „auffälligen Jugendlichen“ die Position junger Menschen in derartigen Konflikten immer wieder von vornherein ungemein erschwert. Und auch absichtsvoll erschweren *soll*. Es daher strategisch längst überfällig wäre, dessen Gebrauch viel häufiger selbst zu vermeiden. Oder bei anderen zumindest kritisch zu beleuchten. Vor allem auch, weil sich die Schwerpunkte von Kontroversen um „auffällige Jugendliche“ in den letzten Jahrzehnten grundlegend verschoben haben. Trotzdem aber nicht *geringer*, sondern „nur“ *anders* wurden. Ging es vor einem halben Jahrhundert noch ganz überwiegend um autoritäre Erziehungs- und Anpassungsforderungen, so sind seit einigen Jahrzehnten ganz eindeutig Konflikte um Raum weit gravierender als alle anderen Konfliktebenen. Konflikte also darum, dass sich junge Menschen an Orten treffen, wo sie „nichts zu suchen haben“ oder „nicht hingehören“. Und das gilt inzwischen eigentlich fast überall, wo sie nicht ausdrücklich hin *sollen*.

Mir geht es im Folgenden deshalb darum,

- das gängige Sprechen von „Auffälligkeit“ und dessen belastende Wirkung auf die Praxis zu beleuchten,
- darzulegen, weshalb ich als Alternative „stressende Jugendliche“ für viel praxisgeeigneter halte,
- herauszuarbeiten, was die Gewichtverschiebung von „Sozialer Kontrolle“ zu „Räumlicher Ausgrenzung“ für emanzipatorische Arbeit bedeutet. Und
- auf Ausgrenzung als inzwischen zentrales Problem differenzierter einzugehen.

Zur gängigen Grundhaltung beim Reden von „auffälligen Jugendlichen“

Wie schon gesagt: Wenn es nur um einen begrifflichen Streit ginge, könnte man das ja vielleicht dabei belassen. Aber der wird immer wieder überall da sehr schnell konkret, wo aus Erwachsenenwelten heraus erwartet oder gefordert wird, irgendetwas gegen „auffällige Jugendliche“ zu tun. Denn dann agiert die Erwachsenenseite fast durchweg von einer Grundhaltung aus, dass sie ein selbstverständliches Recht darauf habe, dass sich junge Menschen so verhalten, dass sich Erwachsene davon nicht gestört fühlen. Also einen quasi natürlichen Anspruch auf Rücksichtnahme hätten. Aber auf Rücksichtnahme als Einbahnstraße. Und so eine Grundhaltung erschwert es dann natürlich immer wieder ungemein, irgendwelche Kompromisse zu suchen. Zumal von allen, die mit jungen Menschen zu tun haben, rigoros eingefordert wird, als erstes deren „Auffälligkeiten“ abzustellen. Und das natürlich ohne jede Gegenleistung, weil man darauf ja schließlich einen Anspruch habe.

Alle engagierten Fachkräfte wissen, wie schwer es immer wieder ist (und wie hilflos es immer wieder macht), dagegen mit Hinweisen auf die Rechte junger Menschen und auf deren Bedarfe für das Aufwachsen zu argumentieren.⁶ Denn das Reden von „auffälligen Jugendlichen“ knüpft unwillkürlich an traodierte ordnungspolitische Vorstellungen aus Zeiten einer angeblich wohlgeordneten Vergangenheit an, die reflexhaft all das als negativ bewertet, was vom Gewohnten abweicht. Was also als nicht „normal“ gilt. Und normsetzend sind „natürlich“ allein dazu befugte Erwachsene. Ohne sich dafür zu interessieren, warum es zu den jeweiligen „Auffälligkeiten“ gekommen ist. Und was die begünstigt hat.

Ziel ist denn auch nicht irgendeine Bewältigung von Problemen oder Konflikten, sondern die Einforderung einseitiger Anpassung und Unterordnung derer, die auffällig geworden sind. Das alles passte vielleicht zu jenem Gesellschaftsbild, das ich selbst noch während meiner Kindheit in der Adenauerzeit als *Formierte Gesellschaft* erlebt habe. Aber stimmig war jenes Bild schon damals nicht, wie ja sehr bald auch unübersehbar deutlich wurde. Trotzdem wirkt es in so einigen Leitvorstellungen noch bis heute mächtig nach.

6 Auf die praxisbewährte Gegenstrategie, vom meist gängigen „Werben um Einsicht“ umzuschwenken auf gemeinsame Dialoge über „Wirksamkeitsoptimierung“, darauf gehe ich später im 9. Kapitel „Emanzipatorische oder problembekämpfende Jugendarbeit“ ein.

Mit dem heutigen Verständnis von Jugendhilfe in einer Gesellschaft voller Vielfalt und Verschiedenheit ist all das aber schon lange nicht mehr vereinbar. Und erst recht immer weniger erfolgversprechend. Deshalb meide ich seit vielen Jahren Begriffe wie „auffällige Jugendliche“ oder auch „abweichende Jugendliche“. Als Alternative habe ich bislang nichts Treffenderes gefunden als „stressende Jugendliche“. Weil dieser Begriff wenigstens nicht normativ bewertet. Und er gleichzeitig sehr *subjektgeleitete* Handlungsweisen und Reaktionen umfasst, die beide Seiten gleichermaßen als Akteure ernst nimmt. Denn, wovon ich mich tatsächlich gestresst fühle, das entscheide ich letztlich immer selbst. Und das kann bei anderen sehr anders sein. Weil Stress kein automatischer und bei allen Menschen gleicher Reflex auf störende Ereignisse ist. Sondern eine Form *subjektgesteuerter* Be- und Verarbeitung von Erlebtem. Außerdem fordert Stress zwar immer heraus, nach Reduzierungs- und Bewältigungsmöglichkeiten zu suchen. Aber gibt dafür keine normativen Lösungswege vor.

Warum „stressende Jugendliche“?

Im Unterschied zu „auffällige Jugendliche“ fokussiert der Begriff „stressende Jugendliche“ darauf, dass das eine ernstzunehmende *subjektive* Wahrnehmung ist, die geradezu den *gegenseitig* ernstzunehmenden und zuhörenden Austausch untereinander herausfordert. Schon, um erst einmal zu klären, was warum eigentlich stresst. Und warum man das als unzumutbar empfindet.

Und gleichzeitig bewertet dieser Begriff diejenigen jungen Menschen, die Stress auslösen, nicht automatisch negativ, sozusagen als „Täter“. Sondern sieht sie ausdrücklich als *Subjekte* ihrer eigenen Bestrebungen, trotz aller Widernisse möglichst viel aus sich und aus ihrem Leben zu machen. Und diese Bestrebungen als etwas prinzipiell nicht nur *Legitimes*, sondern sogar *Unverzichtbares* für ein gelingendes Aufwachsen zu sehen. – Und wovon junge Menschen sich dann am ehesten etwas versprechen, das hängt nicht nur von ihnen selbst ab, sondern mindestens ebenso davon, wie sie ihre Lebensumwelt *erleben*. Denn deeskalierender Umgang mit stressmachenden Entwicklungen kann nur gelingen, wenn sich *alle* Seiten um differenzierende Sichtweisen bemühen. Und wenn alle bereit sind, zu unterscheiden zwischen den unveräußerlichen Rechten aller auf die möglichst gute Entfaltung ihres Lebens – und den gesetzlich geregelten Rahmenbedingungen, was dazu erlaubt oder hinzunehmen ist. Und was nicht. Und nach allen Erfahrungen Bemühungen um Konfliktbewältigung unstrittig dann die größte Chance haben, wenn sich das

Ergebnis letztlich für alle Seiten als Win-Win-Ergebnis erweist.⁷ Junge Menschen können mit ihrem Aufwachsen schließlich nicht warten, bis dass die Gesellschaft erst einmal menschenwürdige Voraussetzungen des Aufwachsens für alle geschaffen hat. Auch marginalisierte junge Menschen nicht, denen gleichberechtigte, gesellschaftliche Teilhabe und Zugehörigkeit besonders massiv verwehrt oder verstellt wird. Wer in so einer Welt trotzdem zureckkommen und sich entfalten muss, wird dabei unweigerlich immer wieder in Konflikt gerade mit denen geraten müssen, die diese Gesellschaft so, wie sie gerade ist, gut und richtig finden.

Ich halte diese Unterscheidung von „auffälligen Jugendlichen“ und „stressenden Jugendlichen“ aus all den Gründen gerade für die Praxis der Jugendhilfe (und auch der Schule) für wichtig, zumal sich die Bedingungen des Aufwachsens junger Menschen inzwischen, allein während meines eigenen bisherigen Lebens (Jg. 1947), ganz massiv geändert haben. Und weil der Umgang der meisten, die das Aufwachsen junger Menschen familiär oder beruflich begleiten, dem immer noch sehr hinterherhinkt. Am krassesten sicherlich im öffentlichen Schulsystem.⁸ Das ja immer noch fit zu machen sucht für längst vergangene Zeiten und Verhältnisse. Statt junge Menschen für ihre Zukunft fit zu machen. Indem sie diese z. B. darauf vorbereiten, in eine Welt voller Unübersichtlichkeiten und Unkalkulierbarkeiten hineinzuwachsen, mit ständig neuen Herausforderungen. In einer Welt, in der es immer wichtiger wird, immer wieder neue und bislang unentdeckte Wege zu suchen. Und handlungsfähiger und selbstwirksamer zu werden unter Bedingungen weitreichender Unüberschaubarkeit. Statt nur dann, wenn man sich erst einmal einen richtig guten Überblick verschafft hat. Denn darauf kann man heute immer öfter gar nicht warten oder hoffen. Wie es gerade die Schule immer noch anzuerziehen sucht. Obwohl wir längst in Zeiten leben, in denen „Suchen lernen“ und „Wege ersinnen lernen“ weit wichtiger geworden ist als z. B. der Kanon gutbürgerlichen Allgemeinwissens oder der Glaube an „Objektivität“ und an „ewige Wahrheiten“. Was Wissen nicht unwichtig oder beliebig macht, aber dessen Stellenwert und dessen Aussagekraft deutlich verändert.

7 Sehr ausführlich bin ich auch darauf bereits eingegangen in: Krafeld, Franz Josef (2004): Grundlagen und Methoden aufsuchender Jugendarbeit. Eine Einführung. Wiesbaden, S. 125–194.

8 Trotz der wachsenden Zahl an Lehrerinnen und Lehrern, die derartig anachronistische Vorgaben immer couragierter unterlaufen.

Verschiebung von Sozialer Kontrolle zu Räumlicher Ausgrenzung

Noch in meiner Kindheit in den 1950ern galt: Spielen konnten wir eigentlich fast überall. Auf vielen Straßen, auf dem Feuerwehrplatz oder auf dem städtischen Bauhof, am Kanal oder auf brachliegenden Flächen. Ärger und Stress gab es, wenn wir was anstellten. Inzwischen haben junge Menschen immer wieder schon dann Stress, wenn sie sich an Orten aufhalten, die nicht ausdrücklich für sie gedacht sind. Und wo sie am besten auch noch beaufsichtigt, betreut oder bespaßt werden. Wobei dabei gilt: Je fremder sie auf Anwohnende wirken, umso eher gibt es Stress. Selbst, wenn sie noch so brav und ruhig sind.

Das augenfälligste Beispiel für diesen gesellschaftlichen Wandel ist sicher die Durchsetzung professioneller Offener Jugendarbeit in Westdeutschland in den 1970ern. Angestoßen wurde jene Entwicklung damals zunächst durch eine sehr rasch anwachsende Jugendzentrumsbewegung. Deren wichtigstes Ziel war anfangs das Erkämpfen von *Freiräumen*, in denen sich junge Menschen endlich mal frei von Sozialer Kontrolle treffen konnten. Aber keine zehn Jahre später hatte sich das schon grundlegend gewandelt, weil nämlich inzwischen zum vorherrschenden Ziel geworden war, als störend empfundene junge Menschen „von der Straße zu holen“. Freilich ging es dort schon nicht mehr um die gleichen Jugendlichen, also primär um Oberschüler, wie es damals hieß. Der Boom der professionellen Offenen Jugendarbeit der öffentlichen und freien Träger dagegen richtete sich ab Mitte der 1970er ausdrücklich auf marginalisierte junge Menschen auf den Straßen und Plätzen von Problemstadtteilen. Mit dem ganz vorrangigen ordnungspolitischen Ziel, junge Menschen überall dort wegzuholen, wo sie als zu sehr störend empfunden wurden.

Die Offene Jugendarbeit hatte also in weniger als zehn Jahren ihr primäres Ziel ausgewechselt: Vom Kampf um *Freiräume* ohne Soziale Kontrolle zum *Auffangbecken*, zu Restzonen für junge Menschen, die aus einer immer kinder- und jugendfeindlicheren Umwelt herausgedrängt wurden.

Und Störungen durch junge Menschen gab es überall. Denn mit einer ungeheuren Geschwindigkeit verbreitete sich damals die eine Generation zuvor noch fast unbekannte Vorstellung, dass junge Menschen eigentlich überall stören, wo sie nicht eindeutig hingehören. Und bisweilen auch dort sogar. Was z. B. Spielplätze in ihrer Umgebung innerhalb weniger Jahre von einer begrüßten Errungenschaft zu einem Quell dauernder Ärgernisse machte. (Was dann besonders dürftige Ausstattungen reduzieren sollten). Hinter dieser Verände-